

Felder in China

Unsere Sohlen trappeln über den feuchten Weg. Neben uns einher laufen gebückt Jungen. Sie halten papierne Drachen an Bindfäden. Die Drachen haben die Form von schrecklichen Männern, Tausendfüßlern, Libellen oder Schmetterlingen. Die Kinder bauen sie sich selber; sie kaufen für 3 Tunser Papier, für 10 Tunser Schnur und schneiden selbst die Gerippe aus Bambusstäben zurecht.

Auf 5000 Einwohner von Sian-Schi kommen nicht mehr als 50 Pferde. Aber die Pferde sind nicht für die Feldarbeit da. Sie gehören den Reichen zum Reiten oder Lastentragen: auf unseren Bergwegen fahren keine Wagen. Nur die Militärs, die Wirte der Ausspanngasthöfe und die Unternehmer haben Pferde. Letztere vermieten sie zum Reiten und geben Führer dazu.

Die Bauern haben keine Pferde. Sie haben Kühe. Die Kühe sind nicht zum Melken da. Ich kenne den Geschmack ihrer Milch gar nicht.

Die Kühe werden auch nicht wegen ihres Fleisches gehalten: vor 400 Jahren erschien ein besonderes Gesetz, welches verbietet, Rindfleisch zu essen, und schon lange vor diesem Gesetz verbot die buddhistische Lehre, Tierblut zu vergießen. Die Kühe sind bei uns für die Feldarbeit da.

Am Rande von Sian-Schi liegen die Häuschen und Felder der Bauern, die — ich kann es von hier aus sehen — auf den Feldern arbeiten. Ich betrachte sie mit Achtung. Ihr Stand „Nung“ kommt gleich hinter dem unseren, den „Schi“. Erst hinter den Bauern kommen die „Gung“ — die Handwerker —, und erst an letzter Stelle die am wenigsten geachteten „Schang“, die Kaufleute.

Kulis und Soldaten stehen außerhalb der Stände.

Am Fuß der Bergabhänge ziehen sich die Reisfelder mit dem Netz ihrer aus Lehm gebauten Einfassungen hin. Ein Reisfeld ist wie ein Teich. Man läßt es mit Wasser volllaufen und legt dann den Grund mit einem Pflug um, der einem gebogenen Dolch ähnlich ist. Eine Kuh ist davorgespannt. Die Kuh geht

und stampft und wühlt mit Hufen und Knien den gelben Schlamm um. Der Pflüger drückt mit den Armen und der Brust den Griff des Pfluges in den Boden. Der Pflug wirft den festen Boden auf und bringt schlüpfrige Klumpen nach oben. Diese Klumpen werden dann mit Rechen zerschlagen, und das schlammige Bett ist fertig für die Reissaat. In den nur eben mit Wasser bedeckten Zuchtbeeten wachsen die grüspanfarbigen Reissämlinge. Wenn sie etwa 20 Zentimeter hoch sind, nimmt man sie heraus und setzt sie in Bündeln zu 10 Zentimeter in den Schlamm der Reisfeldteiche. Die Bündel stehen ein halbes Meter weit auseinander. Wie mit dem Lineal gezogen liegen die schachbrettformigen Netze der Reispflanzen da, und das Abendrot spiegelt sich in den Reisteichen, über deren Wasserspiegel, kaum sichtbar, grüne Spitzen hervorragen.

Der Reispelz wächst schnell heran. Es kommt der Sommer mit seinen fürchterlichen Wolkenbrüchen, wo das Wasser von den Bergen

DER MÜDE SOLDAT

Ein kahles Mädchen. Heckenblaßentlaubt.
Sie steht am Weg. Ich gehe weit vorbei.
Sie stehen alle: Reih in Reih
Und Haupt um Haupt.

Was weiß ich noch von heiligen Gewässern
Und von des Dorfes Abendrot?
Ich bin gespickt mit tausend Messern
Und müde von dem vielen Tod.

Der Kinder Augen sind wie goldner Regen,
In ihren Händen glüht die Schale Wein.
Ich will mich unter Bäumen schlafen legen
Und kein Soldat mehr sein.

Schi-king

strömt, wie der Schweiß von den Rippen eines abgetriebenen Pferdes. Die kleinen Seen, die so angelegt sind, daß sie die terrassenförmig unter ihnen angeordneten Reisfelder mit Wasser beliefern, werden überfull. Das Wasser fließt über die Ränder der Felder, zerfrißt die Lehmdämme und droht in breiten Strömen, die sich neue Wege bahnen, den langsam heranreifenden Reis zu überfluten.

In dieser Zeit der Wolkenbrüche stehen die Bauern durchnäßt und hungrig Tag und Nacht bis zum Gürtel im Wasser und schlagen die Angriffe des wütenden Wassers zurück. Sie rennen an den Schutzwällen aus Lehm entlang, stopfen die vom Wasser gefressenen Brechen zu und regulieren den Zulauf des Wassers durch Schleusenbretter. Auf den Reisfeldern findet man keine Frauen. Die Arbeit im Reis ist eine schwere Arbeit, eine Männerarbeit.

Dafür findet man in den Gräben längs der Reisfelder viele Jungen mit über die Knie aufgekrempten Hosen, die mit den Händen bis zum Ellbogen im Schlamm herumwühlen. Sie buddeln unter den Steinen und suchen, den dichten reifenden Reis auseinanderbiegend, darin herum. Sie suchen nach Krabben.

Gegen den Herbst kommen die Krabben aus den schwarzen Höhlen der Bäche, machen sich an den schmackhaften Reis und werden fett. Die Jungen packen die Krabben von



der Seite und werfen sie in die Körbe, um sie am anderen Tage in den Straßen von Sian-Schi zu verkaufen.

Die Reisfelder tragen nur einmal im Jahre. Dafür ist auf den anderen Feldern das ganze Jahr über etwas los.

Im Frühjahr reifen auf ihnen der Winterweizen und die im Dezember gesetzten Bohnen. Im April tritt an die Stelle der Bohnen Mais, der in geraden Reihen angepflanzt wird. In drei Monaten wird an den zwei Meter hohen Lanzen der Mais reif, und unten zwischen den Stauden schwellen wasserreiche und süße Gurken, Garten- und Wassermelonen. Das Maiskorn ist für die Menschen bestimmt, die Blätter kaut das Vieh. Die Maisstengel werden eingeweicht, zerstampft und zum Düngen der Felder verwendet oder getrocknet und verfeuert.

Nach der Maisernte wird im heißesten Sommer das Feld noch einmal umgepflügt und mit Buchweizen bestellt. Im Spätherbst wird der Buchweizen eingebracht, und dann kommen Buchweizen und Bohnen in die Erde. Am meisten liebe ich die Felder mit den Bohnenblüten im Frühjahr. Die geflügelten Blumen sehen aus wie Millionen von Schmetterlingen, die sich auf dem Grün niedergelassen haben.

Unsere Felder ruhen niemals aus. Ich las in Büchern von der Dreifelderwirtschaft und wunderte mich, wie man Land brachliegen lassen kann. Wir geben der mager gewordenen Erde ihr Fett in Gestalt von eingeweichten, halbfaulen Blättern wieder. Wir überschütten die Felder mit der Asche von Reisstroh, wir pflügen Knochenasche hinein, die sackweise aus den Ställen angefahren wird. Bei den Frühjahrsüberschwemmungen kommt schlüpfriger Schlamm auf die Felder. Die Nordwestwinde bringen furchtbaren Lößstaub mit. Unsere Reisfelder bringen mehr als 100 Körner auf ein ausgesätes Korn.

Da, wo die Felder in die steinigen Bergabhänge übergehen, wächst der Tun-Tsy — der Ölbaum. Schon drei Jahre nach der Anpflanzung bringt er seine bräunlichgrünen Früchte, die den Pflaumen ähnlich sind und innen kleine Kerne haben. Im Frühjahr bringt kein Wind den über den Ufern des Jangtse liegenden Duft der weißen Blüten des Tun-Tsy weg. Und im Herbst schmatzen die fetten Ölpläumen und krachen die Kerne unter den Pressen; die Bauern drücken sie einfach zwischen Brettern aus. Aus den Pressen fließt in Menge das helle Öl — einer der größten Reichtümer Setschuans. Mit diesem Öl schmieren die Schiffsbauer der ganzen Welt, nach dem Beispiel der Setschuaner Fischer, die unter Wasser liegenden Teile ihrer Barken, Dschunken, Sampane und Schiffe, damit das Holz nicht naß wird, nicht fault, und damit keine Holzwürmer hineinkommen. Dieses Öl brennt in unseren Leuchtern und kämpft um den Docht mit dem Petroleum, das in den hellen Zisternen der Standard Oil aus Amerika zu uns kommt. (Aus: Den Schi-Chua: Ein junger Chinese erzählt sein Leben.)

